

# Der Kampf um die klügsten Köpfe

Weltweit herrscht ein knallharter Wettbewerb um die Talente. Die Nordamerikaner sind dabei, ihn zu gewinnen – während hierzulande Fachkräften Steine in den

Von Dorothea Siems

DIE NACHRICHT KLINGT nüchtern und ist doch spektakulär. „Am 1. Jänner 2010 stellten erstmals deutsche Staatsangehörige mit 138 225 Personen die größte Ausländergruppe in Österreich“, meldete jüngst Statistik Austria. Die offizielle Datensammelstelle der Alpenrepublik bestätigt damit einen Trend, der sich in den vergangenen Jahren stetig verstärkt hat: Immer mehr Bundesbürger kehren ihrer Heimat den Rücken, um in dem Nachbarland zu studieren und zu arbeiten. In der Regel gut ausgebildet, haben die Deutschen keinerlei Integrationsprobleme.

Österreich ist keineswegs das einzige Land, das für deutsche Auswanderer attraktiv ist. Mit Sorge registriert die heimische Wirtschaft, dass mittlerweile mehr Menschen aus Deutschland wegziehen als herkommen. Zudem gibt es ein deutliches Bildungsgefälle zwischen Auswanderern und Zugzählern. Vor allem die Klugen ge-

„Mit Sorge registriert die Wirtschaft, dass mittlerweile mehr Menschen wegziehen als herkommen“

hen, während unter den Zuwanderern der Anteil der Bildungsfernen hoch ist.

Der Braindrain, also der Abfluss von Wissen, drohe nicht, sondern sei längst Realität, sagt der Leiter des Sachverständigenrats deutscher Stiftungen für Integration und Migration, Klaus J. Bade. Auch junge Akademiker mit Migrationshintergrund entschließen sich zunehmend öfter dazu, Deutschland zu verlassen.

Von einem „Weltkrieg um Talente“ spricht der Gesellschaftsforscher Meinhard Miegel. Weil es überall auf der Welt an gut ausgebildeten Fachkräften mangelt, haben etwa Ingenieure, Ärzte, Handwerker oder Computerspezialisten heute die freie Wahl, wo sie ihr Glück machen wollen.

Im knallharten Konkurrenzkampf um die schlaun Köpfe liegt Deutschland weit zurück. Zwar führte die rot-grüne Regierung von

## „Nie habe ich mich als Einwanderin gefühlt“

In die Schule gekommen, „zack, zack, bumm, bumm“, schon war sie Teenager und „ständig mit deutschen Freunden unterwegs“. Eine Sprachbarriere? Nie gespürt. Geboren in Teheran, kam **Leyla Piedayesh** (Foto) im Alter von neun Jahren nach Deutsch-

land. In Wiesbaden landete sie in einer vierten Klasse; die Lehrer und Mitschüler hat sie als hilfsbereit erlebt. Die heute 39-jährige sagt, so weit wie sie sich erinnern könne, habe sie schon vom ersten Augenblick an Deutsch gesprochen. „Habe das wohl einfach gelernt.“

Leyla Piedayesh hat dieser Tage wenig Zeit. Die Berliner Fashion Week steht kurz bevor; ihre Kollektion muss fertig werden. 2004 hat sie ihre erste entworfen,

und von da an wurde ihr Label Lala Berlin immer erfolgreicher. Mehr als 100 Geschäfte in aller Welt führen ihre edlen Klamotten, in Berlin etwa das Quartier 206, in London das Harrods. „Nie habe ich mich als Einwanderin gefühlt“, sagt die Modeschöpferin mit BWL-Studium und Erfahrungen im Journalismus. Sie musste niemals Fremdenfeindliches erleben – was sie damit erklärt, dass sie akzentfrei Deutsch spricht.

Als die Piedayeshs Ende der 70er-Jahre die Chomeini-Diktatur hinter sich ließen, war Deutschland gerade dabei, sich vom Begriff des Gastarbeiters zu verabschieden; die Erkenntnis setzte sich durch, die Migranten könnten womöglich länger bleiben. Leyla zählt sich ohnehin zu den Einwanderern, die nie „in diese Ecke geschoben wurden“. Da werde schon „ein bisschen klassifiziert“, sagt sie, hier die „Gastarbeiter“ aus der Türkei, da

Migranten wie sie. Als Iraner, gar als „politisch leicht verfolgt“, habe man ein anderes Standing – auch wenn ihr Vater, ein Ingenieur, sich seinerzeit ungleich schwerer eingelebt habe als sie.

Nie habe sie daran gedacht, wieder wegzugehen; sie liebe Deutschland, besonders Berlin, wo sie mittlerweile lebt. Ihre zweijährige Tochter Lou Parisa werde sich wohl stets als Berlinerin begreifen. „Als was denn sonst?“ *ffr*



REUTER/PHOTODISC/ALAMY

## „Die finanziellen Mittel reichen bei Weitem nicht aus“

Der Liebe wegen verließ **Dina Wilkowsky** (Foto) 2001 ihre Heimat Kasachstan: Sie zog nach Berlin, wo sie ihren Mann Rainer heiratete. Beruflich war die Entscheidung erst einmal ein Rückschritt für die 50-jährige Arabistin und Philosophin. In der kasachischen Stadt Almaty hatte sie fünf Jahre einen Lehrstuhl für orientalische Sprachen an der Nationalen al-Farabi-Universität geleitet.

„Mir war klar, dass ich vor allem Deutsch lernen musste, um mich in die Gesellschaft sowie in die wissenschaftliche Community zu integrieren“, erinnert sie sich. Neun Jahre später beherrscht sie Deutsch in Sprache und Schrift perfekt – und hat auch beruflich Anschluss gefunden: Sie arbeitet heute für das „Zentrum Moderner Orient“ in Berlin, eine geisteswissenschaftliche Forschungseinrichtung, die sich schwerpunktmäßig mit Geschichte und Kultur der islamischen Welt befasst. Da Geisteswissenschaften in Deutschland oft

stiefmütterlich behandelt werden, war es für sie allerdings nicht immer leicht, ihre Forschungsinteressen zu verfolgen: Nachdem sie von

2004 bis 2007 an einem Forschungsprojekt der Humboldt-Universität zum Islam in Kasachstan gearbeitet hatte, war sie ein Jahr arbeitslos. Ebenfalls 2008 erhielt sie die deutsche Staatsbürgerschaft. „Daher ist Deutschland mein Lebensmittelpunkt geworden“, sagt Wilkowsky. Auf jeden Fall hierbleiben müsse sie aber nicht. Während ihrer Arbeitslosigkeit habe sie auch im Ausland nach Jobs gesucht.

Als hoch qualifizierte Migrantin weiß Wilkowsky aus eigener Erfahrung, dass der Wissenschaftsbetrieb in Deutschland noch attraktiver werden muss. Sie kann es gut verstehen, dass viele Akademiker ausländischer Herkunft das Land wieder verlassen. „Das liegt zum einen an kulturellen Unterschieden, aber auch an der starken Konkurrenz.“ Es sei sehr schwierig, Forschungsprojekte finanziert zu bekommen. Zwar gebe es viele Stiftungen, die wissenschaftliche Initiativen und Vorhaben finanziell unterstützen.

„Aber die Mittel reichen bei Weitem nicht aus, um grundlegende Forschungen durchzuführen.“ Ebenfalls Nachbesserungsbedarf sieht sie bei der Anerkennung ausländischer Akademiker-Titel. „Die müsste verbessert werden, um insbesondere Kollegen aus Osteuropa und Zentralasien berufliche Chancen zur Forschung zu geben und ihre Fähigkeiten zu nutzen.“ *juv*

## „Noch heute kann ich mich über den Irrsinn amüsieren“

An den drei weltweit bekannten Elite-Universitäten Harvard, Princeton und Cambridge hatte der US-Mathematiker **John Sullivan** (Foto) studiert. Doch als er heute 47 Jahre alte Experte für Differentialgeometrie und mathematische Visualisierung 2003 nach Berlin kam, um am Forschungszentrum Matheon der Deutschen

Forschungsgemeinschaft (DFG) eine Stelle anzutreten, stieß er zunächst auf ein gewaltiges Ärgernis: die deutsche Bürokratie.

Noch heute amüsiert er sich über deren Irrsinn: „Um die Stelle anzunehmen, musste ich ein Bankkonto haben. Dafür musste ich aber eine polizeiliche Anmeldung vorzeigen. Also musste ich mir eine Wohnung suchen, aber für die brauchte ich wiederum meinen Ar-

beitsvertrag.“ „Sehr verwirrt“ sei er damals gewesen, erzählt er in gutem Deutsch und lacht.

Heute hat Sullivan längst keine solchen Probleme mehr. Sogar seine anfangs nur zwei Jahre gültige Aufenthaltsgenehmigung sei inzwischen in eine unbefristete umgewandelt worden.

Auch mit seiner Arbeit am Matheon ist er zufrieden. Als besonders positiv hebt er hervor, dass sich das

DFG-Zentrum an der „Berlin Mathematical School“ beteiligt. Diese richtet sich an hervorragende Mathematikstudenten aus der ganzen Welt und ist Teil der Exzellenzinitiative von Bund und Ländern. Letztere sei „ein ganz wichtiger Faktor“ zur Förderung der deutschen Forschung, findet Sullivan.

Deutschland verlassen will er nicht. „Ich bin mit meinem Leben hier sehr zufrieden“, so Sullivan. Und das ist er auch aus privaten Gründen: In Berlin lernte der Mathematiker seine Frau kennen, mit der er zwei kleine Kinder hat. *juv*

## „Deutschland ist nicht sexy für Zuwanderer“

Er beschreibt sich selbst als „Siegerländer türkischer Herkunft islamischen Glaubens“. Die Eltern von **Mehmet Daimagüler** (Foto) stammen aus Istanbul. Als sie nach Deutschland kamen, war Konrad Adenauer noch Bundeskanzler. Daimagüler wurde in der Nähe von Siegen geboren. Er sagt: „Alles, was ich bin, verdanke ich meiner Familie – und Deutschland.“ Der heute 42-Jährige ist hier aufgewachsen, zur Schule gegangen, hat Abitur gemacht, mit einem Stipendium Jura studiert, und er ist erfüllt von großer Dankbarkeit: „Ich bin stolz auf dieses Land.“

Und doch wird einer, der Mehmet heißt und so aussieht wie er, nicht als Deutscher akzeptiert – auch wenn er längst einen deutschen Pass besitzt. Das hat er immer wieder zu spüren bekommen: auf Ämtern, bei der Wohnungssu-

che, auf der Straße. Im wahrsten Sinne des Wortes hat er „eins auf die Fresse“ bekommen. Irgendwann hatte er genug und ist gegangen. Da war er kaum 30 Jahre alt. In den USA konnte er einfach Deutscher sein, und niemand hat sich an seinem türkischen Aussehen gestört. In Deutschland dagegen gibt es eine „Blaupause“, wie ein Deutscher auszusehen hat. Das macht Integration so schwierig – auch wenn ein Zuwanderer auf dem Papier längst Deutscher ist.

Es waren dann die „Millionen kleinen Dinge“, die Daimagüler in den USA, in Großbritannien, Ungarn oder Italien vermisste, und die ihn zurück nach Deutschland getrieben haben. „Das ist meine Heimat. Es ist eine gute Heimat.“ Daimagüler hat an den amerikanischen Elite-Universitäten Harvard und Yale studiert. Auf Vorschlag des damaligen Bundeskanzlers Gerhard Schröder (SPD) wurde er 2005 zum „Young Global Leader“ gewählt. Heute leitet er seine eigene Unternehmensberatung für „Grüne Technologien“. Gerade ist

er dabei, den Firmensitz von Zürich nach Köln zu verlegen. Die Debatte um Intelligenztests für Zuwanderer findet er „peinlich“. Stattdessen fordert er von Politikern mehr Mut und Fantasie, um Hochschulabsolventen aus dem Ausland im Land zu halten. Warum zum Beispiel bekommen die fünf Besten eines Jahrgangs nicht automatisch die deutsche Staatsangehörigkeit? Es sei ja schließlich auch möglich, ausländische Fußballer im Eiltempo einzubürgerern.

Sein parteipolitisches Engagement

in der FDP hat Daimagüler inzwischen wieder aufgegeben. Als Hessens Ministerpräsident Roland Koch (CDU) mit dem Thema Kriminalität von jugendlichen Ausländern dann Wahlkampf machte und die hessische FDP dagegen nicht opponierte, ist er aus der Partei ausgetreten. Er wirft der deutschen Politik vor, Einwanderung immer noch ausschließlich unter dem Aspekt von Problemen zu betrachten und die Chancen gar nicht zu sehen zu wollen. Deutschland sei daher auch nicht „sexy“ für hoch qualifizierte Zuwanderer, die dann doch lieber in andere, attraktivere Länder ziehen. *dia*

Gerhard Schröder (SPD) vor zehn Jahren die Green Card ein, die IT-Spezialisten den Weg in die Bundesrepublik erleichtern sollte. 2005 wurden – mangels Erfolg – die Regeln weiter liberalisiert und 2009 schließlich der Zugang für Akademiker aus Nicht-EU-Staaten generell erleichtert.

Im aktuellen Migrationsbericht der Bundesregierung wird als Erfolg vermeldet, dass die Zahl der zugewanderten Computerfachleute ebenso wie die der Akademiker stetig steigt. Knapp 5600 solcher Hochqualifizierten erhielten 2008 eine Arbeitserlaubnis, die meisten von ihnen stammten aus Indien. Hinzu kommen noch einmal knapp 6000 Hochschulabsolventen aus Nicht-EU-Ländern, die im Anschluss an ein Studium in Deutschland hier einen Job annehmen durften. Jeder dritte von ihnen stammt aus China.

Doch verglichen mit anderen Ländern sind solche Zahlen äußerst bescheiden. Während sich in Deutschland erst allmählich die Einsicht durchsetzt, dass gut qualifizierte Migranten ein Gewinn sind, sind klassische Einwanderungsländer wie Kanada, Australien oder die Vereinigten Staaten viel offensiver im Kampf um die begehrten „high potentials“. Wie der Bremer Sozialwissenschaftler Gunnar

„Viele im Ausland erworbene Bildungs- und Berufsabschlüsse werden nicht anerkannt“

Heinsohn hervorhebt, gelingt es insbesondere Kanada, die Zuwanderung so zu steuern, dass das Land davon profitiert. Von 100 Einwanderern, die seit den achtziger Jahren in das nordamerikanische Land zogen, seien 99 Prozent überdurchschnittlich qualifiziert, sagt Heinsohn. In Australien liege diese Quote immerhin bei 85 Prozent. Deutschland dagegen kann lediglich fünf bis zehn Prozent überdurchschnittlich qualifizierte unter den Einwanderern vorweisen.

Die Australier haben in ihrem „Programm für qualifizierte Einwanderer“ die Auswahlkriterien festgeschrieben. Man wolle hoch

## „Ich bekam nicht die Chance, mein Potenzial zu zeigen“

Die Geschichte von **Nahum Chobataro** (Foto) ist die Geschichte eines Maschinenbauingenieurs, der auszog, um in Deutschland zu arbeiten. Und der nach zwei Jahren wieder nach Israel zurückkehrte, weil er merkte, dass ihn hier niemand wollte – obwohl er hoch qualifiziert ist und Maschinenbauingenieur hierzulande händelnd gesucht werden. Davon merkte Chobataro allerdings nichts: „Deutschland ist ein tolles Land, ich war gerne dort“, sagt der 33-Jährige. „Aber ich bekam nicht einmal die Chance, mein Potenzial zu zeigen.“

Vor drei Jahren zog der frischgebackene Master of Business Administration wegen seiner Freundin nach Berlin. Der damals 30-Jährige hatte nach fünf Jahren Studium seinen Abschluss als Maschinenbauingenieur gemacht – als Sechstplatzierte von 166 Studenten. Eigentlich sehr gute Voraussetzungen, um auf dem Arbeitsmarkt Fuß zu fassen. Doch in Deutschland erwartete ihn nur „eine schwierige Zeit“.

Der junge Israeli sprach zu dem Zeitpunkt noch kein Deutsch, aber fließend Englisch. Nach einiger Suche trat er bei einem Multimedia-Unternehmen ein dreimonatiges Praktikum an; dort arbeitete er häufig mit internationalen Kunden. Danach wurde Chobataro arbeitslos. Acht Monate lang suchte er eine Arbeit, schrieb Dutzende Bewerbungen. „Das Arbeitsamt hat mir